

HEYNE <

DAS BUCH

Im Jahr 1344 NGZ der Neuen Galaktischen Zeitrechnung befindet sich die Erde in einer verzweifelten Lage. Das Sonnensystem wird von den Kampfschiffen der Terminalen Kolonne TRAITOR belagert. Die Ressourcen des Feindes scheinen unerschöpflich zu sein, Milliarden Menschen droht der Tod.

Da erreicht die Eingeschlossenen ein Hilfsangebot aus dem Roten Universum. Doch es sind nicht die exotischen Druuf, die der Erde zur Hilfe eilen wollen, sondern Menschen. Sie haben in diesem anderen Kosmos ein eigenes Sternenreich entwickelt, das Rote Imperium, dessen technische Kultur ebenso fremdartig wie faszinierend ist. Perry Rhodan folgt einer Einladung dorthin. Rasch wird ihm klar, dass die Machthaber dieses Imperiums eigene Pläne verfolgen. Aber welche? Was treibt die Herrscher an? Wofür stehen die Anjunisten wirklich, die gegen das Rote Imperium rebellieren? Welche Rolle spielen die Quantroniken, die mächtigen Denkmachines, in diesem Raum-Zeit-Spiel? Und wie soll Rhodan sich entscheiden, wenn ihm das Schicksal einer ganzen Zivilisation in die Hände gelegt wird? Denn mit seiner Entscheidung steht oder fällt die »Zukunftsbastion« ...

DER AUTOR

Wim Vandemaan, Jahrgang 1959, gehört seit 2007 zum Team der PERRY RHODAN-Serie. Daneben hat er zahlreiche theoretische Beiträge zur Science Fiction veröffentlicht, unter anderem im »Heyne Science Fiction Jahr«. Er lebt mit seiner Familie im postindustriellen Ruhrgebiet.

DER UMSCHLAGILLUSTRATOR

Oliver Scholl, 1964 in Stuttgart geboren, entwarf bereits als Jugendlicher Risszeichnungen für die PERRY RHODAN-Serie. Inzwischen arbeitet er als Production Designer in Hollywood und war unter anderem für *Independence Day*, *Godzilla* und *Jumper* verantwortlich.

Perry Rhodan

DAS ROTE IMPERIUM

WIM VANDEMAAN

DIE ZUKUNFTS- BASTION

Perry Rhodan » Das rote Imperium
Dritter Roman

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 04/09

Redaktion » Hartmut Kasper

Lektorat » Sascha Mamczak

Copyright © 2009 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt

Copyright © 2009 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

www.heyne.de

Printed in Germany 2009

Umschlagbild » Oliver Scholl

Umschlaggestaltung » Nele Schütz Design, München

Satz » C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung » GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52499-6

*»Das Spiel tritt in die entscheidende Phase«,
sagte eine Stimme. Sie klang beinahe
menschlich, war es aber nicht.*

*Ein Mensch antwortete:
»Ja. Unser Mann wird sich entscheiden
müssen, wer er sein will. Und was.«*

*Die Maschine klang amüsiert:
»Müssen wir das nicht alle?«*

TEIL I **ICH**

**ERSTES BUCH:
DIE SUCHE NACH PERRY RHODAN**

STIMMEN VOR DER TÜR

»Guten Morgen, Miss Starwood. Ist Mr Walker schon in seinem Büro?«

Ich kannte diese Stimme vor der Milchglastür zwischen meinem Büro und dem Vorzimmer, und ich mochte sie nicht. Ich wippte auf meinem Stuhl und lauschte gespannt, was Carmen der Stimme antworten würde. Gleichzeitig lauschte ich dem New Yorker Regen, der ans Fenster kratzte wie eine Ratte, die einen Ausweg sucht aus ihrem Laborkäfig.

Tage, an denen ich so früh im Büro saß, waren schlechte Tage. Entweder hatte ich am Vortag bis spät in die Nacht gearbeitet und irgendwann befunden, dass es nicht mehr lohnte, nach Hause in mein Apartment in der 22. Street zu fahren. Oder ich hatte keine Aufträge, brauchte aber so dringend welche, dass ich keinen möglichen Klienten verpassen wollte, und zwar selbst dann nicht, wenn dieser mögliche Klient um sechs Uhr in der Früh hereinschneite.

In diesem Fall lag ich in Lauerstellung, seit sechs Uhr, aber niemand war hereingeschneit, bis Carmen gegen neun Uhr die Tür geöffnet hatte, mit einem Song von Bing Crosby auf den Lippen ins Vorzimmer gekommen war und kurz ihren Kopf durch die Tür gesteckt hatte, um »Hi« zu sagen. Sie benutzte ihren missbilligenden Unterton, wie stets, wenn ich früher im Büro saß als sie.

Ich hatte nicht mitbekommen, was Carmen der Stimme erwidert hatte. Carmen klopfte wie immer nicht an den Holzteil der Tür, sondern mit allen vier Knöcheln an die Milchglasscheibe, obwohl ich sie schon so oft gebeten hatte, das zu unterlassen.

Es klirrte durchdringend.

Ich hasste sie.

Die Milchglasscheibe.

»Ja!«, rief ich.

Da war die Tür schon auf, und Carmen stand dort wie eine Erscheinung, die Augen noch unschuldiger und noch rehbrauner als das unschuldige Rehkitz in diesem Disney-Film, den ich mir mit ihr hatte ansehen müssen. Rehbraune Augen, dazu Wellen von blonden Haaren, die auf die Schulter flossen, und Beine, die wie eine Leuchtreklame für die Erbsünde durch die Gegend stolzierten.

»Mr Walker? Mr Johnny Vale möchte Sie sprechen«, sagte sie mit ihrer Doris-Day-Stimme, und man nahm ihr ab, dass sie wie Doris Day nur mit Rollkragen-Pyjama, Schal und Handschuh zu Bette stieg, nachdem sie mit den Kindern das Nachtgebet gesprochen, das Geschirr gespült und zum Schluss auch noch der Spinne am Gargentor frisches Wasser hingestellt hatte.

Dabei hatte ich sie im Bett schon Dinge sagen hören, die in keinem Doris-Day-Film gesagt werden dürften.

Allerdings hatte sie in solchen Situationen auch weder ihre Doris-Day-Stimme benutzt, noch hatte sie deren Rollkragen-Pyjama am Leib gehabt.

Oder den Schal.

Oder die Handschuhe.

Oder irgendetwas anderes.

»Hallo, Ry«, sagte der fette Johnny Vale, schob sich an Carmen vorbei und ließ sich in den Ohrensessel fallen, der im hinteren Winkel des Büros stand und den ich vor Jahren davor bewahrt hatte, mit anderem Gerümpel den Weg in die ewigen Jagdgründe für Polstermöbel geschickt zu werden.

»Hm«, sagte ich einladend.

Johnny Vale hieß in Wirklichkeit Ioannis Valerossios, war fett wie ein byzantinischer Eunuch und sprach auch mit dessen Stimme: hoch, im Falsett, in einem fremdländischen Singsang. Ich hatte vor ein, zwei Jahren mal einen kleinen Job für ihn erledigt, indem ich einen Mann beschattet hatte, der Johnny angeblich etwas geklaut hatte: eine goldene Uhr, einen wichtigen Fingerring, einen Wischmopp, den Johnny von Mama geerbt hatte und hoch und heilig hielt.

Ich hatte schnell heraus bekommen, dass es in Wirklichkeit nicht um Mutters Wischmopp oder andere Heiligtümer ging, sondern darum, dass Johnny wissen wollte, mit wem der Schönling nun zusammenlebte – nachdem er dem pomadigen Johnny den Laufpass gegeben hatte.

Ich hatte Valerossios ein paar Fotos auf den Tisch geknallt, die den vermeintlichen Mopddieb zusammen mit einem goldlockigen Jüngling zeigten. Unbekleidet und in ziemlich verfänglichen Körperhaltungen. »Hier könnte man meinen, der Knabe würde sich bücken, um dem Räuber die Schuhe zu putzen. Tut er aber nicht. Hier auf dem nächsten Bild ...«

Johnny hatte gequält abgewinkt, etwas über die Untreue der Liebenden gefaselt und vom Untergang abendländischer Werte. Dann hatte er die Rechnung beglichen und noch 50 Dollar daraufgelegt.

»Wofür sind die?«, hatte ich gefragt.

»Die sind dafür, dass Sie dem kleinen Arschloch einen kleinen Denkkzettel verpassen werden, einen Denkkzettel dafür, dass man auf dieser Welt nicht jede Schandtat begehen darf.« Er hatte mich mit seinen Schweinsäuglein angezwinkert. »Jedenfalls nicht ungestraft.« Er hatte noch eine Zwinkerzugabe gegeben.

»Ich soll ihm einen Zettel schreiben?«, fragte ich naiv wie eine altjüngferliche Grundschullehrerin.

»Sie sollen ihm so kräftig in die Eier treten, dass sie für ein paar Wochen so grün und blau leuchten wie katholische Ostereier«, hatte Johnny seinen Auftrag präzisiert. »Und für eine Weile unbrauchbar sind. Sie verstehen?«

»Katholische Ostereier?«, hatte ich laut überlegt und ihm die Fünfundzollarnote mit den Fingerspitzen zuge-schoben. »Tut mit leid, Mr Valerossios, aber in konfessionelle Zwiste mische ich mich grundsätzlich nicht ein.«

Er hatte mit den Achseln gezuckt und den Schein wieder einkassiert.

Etwa eine Woche später hatte ich im Lokalteil der *New York Times* unter »Vermischtes und Vermengtes« oder »Klatsch und Tratsch« eine kurze Notiz gelesen: »Unbekannte überfallen und malträtiert zwei Freunde im Central Park.« Aus den Namenskürzeln konnte ich entnehmen, dass es sich bei den misshandelten Freunden um Johnnys Verflorenen und dessen aktuellen Lover-Boy handeln musste. Wenn man den Klartext aus der blumigen Umschreibung schälte, wusste man, dass die beiden beinahe kastriert worden waren.

Ich überlegte, ob ich den Cops eine kleine, anonyme Notiz zukommen lassen sollte, mit wem sie in diesem Fall einmal plaudern sollten.

Aber erstens wusste ich, dass die Cops Männer, die ein paar Schwulen gezeigt hatten, wo der Hammer hing, nicht mit großer Begeisterung verfolgen würden. Und zweitens wollte ich nicht, dass Johnny irgendwo erzählte, dass es einen privaten Ermittler gab, der seine Kunden an die Cops verpfißt. Solche hässlichen Gerüchte machten fix die Runde und waren zäh wie alte Laster.

Und nun saß dieser Johnny wieder mal in meinem Büro. Meine Freude über das Wiedersehen hielt sich in Grenzen, eng wie ein Nadelöhr.

»Mr Valerossios. Was kann ich für Sie tun?«, fragte ich geschäftsmäßig. Ich griff nach einem Ordner mit verstaubten Akten, blätterte interessiert darin, schaute kurz hoch und widmete mich dann wieder den abgeschlossenen Fällen.

»Mr Vale, bitte. Und meine Freunde sagen Johnny zu mir.«

»Das wird dann wohl nur in Selbstgesprächen vorkommen«, witzelte ich.

Valerossios grinste schief und machte: »Ha ha. Ich möchte Sie im Namen einer guten Freundin um einen Gefallen bitten, Ry.« Er zog ein versilbertes Zigarettenetui aus der Tasche, öffnete es, nahm eine Zigarette heraus und hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger vor sich hin. »Ich darf doch rauchen?«, fragte er.

»An ihrer Stelle würde ich das nicht tun«, sagte ich finster.

»Warum nicht?«

»Rauchen schadet der Gesundheit.«

»Oh«, sagte er bekümmert, entzündete dennoch das Hölzchen, hielt es an die Zigarette und wedelte das Feuer aus. Dann zog er an der Zigarette und paffte mit gerundeten Lippen ein kranzförmiges Rauchwölkchen aus.

»Zur Sache«, sagte ich.

»Die Sache ist die: Einer alten Freundin von mir ist ein kleines Familienerbstück abhandengekommen. Wertvoll, aber auch wieder nicht übermäßig wertvoll. Ich will sagen, sein Verlust treibt die Guteste nicht in den finanziellen Bankrott. Ihr geht es auch gar nicht um den materiellen Wert, wissen Sie, es sind eher die Erinnerungen, die sie daran knüpft. Jugenderinnerungen.«

»Erinnerungen an die holde Zeit der Jugend«, riet ich.

»Schöner hätte ich es kaum ausdrücken können«, zeigte sich Valerossios beeindruckt und nahm noch einen Zug. »Leider ist ihr das schöne Stück kürzlich entwendet worden. Dreist und diebisch.«

»Die Arme«, sagte ich. »Ist sie schon zur Polizei gewesen?«

»Ach, die Polizei.« Johnny machte eine unbestimmte Geste. »Die kommt ins Haus, knipst Bilder mit diesem Blitzlicht, das die Gardinen verschießen lässt, stellt alles auf den Kopf und hinterlässt nichts als Unordnung und Pfützen.«

»Pfützen?«

»Schmutz und so, von den Schuhen«, erläuterte Valerossios. »Und alles ohne jedes Ergebnis. Sie wissen ja, wie das ist. Meine Freundin möchte sich so viel Aufregung nicht mehr zumuten. Und ob die Polizei sich in Zeiten wie diesen mit der gebührenden Aufmerksamkeit einem bloßen Diebstahl widmet – wer will es sagen?«

»Ja, wer?«, fragte ich. Ich war schieres Interesse.

»Also hat mich diese alte Freundin gebeten, mich nach einem eher inoffiziellen, aber wirkungsvollen Beistand umzutun. Und da ich bereits einmal von Ihren Fähigkeiten profitieren durfte ...«

»Okay«, sagte ich. »Was soll ich Ihnen wieder beschaffen?«

»Nicht mir. Meiner Freundin«, verbesserte Johnny. Ich schaute ihn fragend an.

Er sagte. »Haben Sie schon einmal von den Gazini-Smaragden gehört?«

Ich pfiff leise durch die Zähne. Die Gazini-Smaragde – davon hatte ich natürlich gehört, und zwar die üblichen Gerüchte, die jedem Schnüffler in New York mal zu Ohren kommen sind: Die Gazini-Smaragde – uralte Steine, geheimnisvolle Herkunft, märchenhaft teuer, so geisterten sie auch durch die Klatschpresse. Es gab kein einziges Foto von ihnen, was natürlich jede noch so verrückte Behauptung über sie glaubwürdig machte. Für mich waren diese Smaragde genauso Phantome wie der Stein der Weisen, Eldorado oder Shambala.

Vor vielen Jahren sollten sie tatsächlich einmal auf einer Auktion in Singapur, Macao oder Hongkong aufgetaucht und von einem unbekanntem Bieter zu einem horrenden Preis nach Amerika gekauft worden sein. Name des glücklichen Käufers: unbekannt. Foto oder sonstiger Beleg: Fehlanzeige.

»Ihre Freundin hat die Gazini-Smaragde ersteigert?«, fragte ich.

»Ersteigert? Unfug!«

»Wie auch immer: Ihre Freundin besitzt die Smaragde?«

Valerossios verzog sein Gesicht zu einem Ausdruck tiefsten Bedauerns. »Leider nicht mehr.«

»Und ich soll herausfinden, wer sie gestohlen hat?«

»Oh, wer sie entwendet hat, das wissen wir«, sagte Johnny.

»Wäre es dann nicht eine gute Idee, diesen Jemand an die Cops zu verpetzen?«

»Über die Herrschaften von der Polizei haben wir ja bereits ausführlich diskutiert«, erinnerte mich Johnny. »Nicht, dass wir gar kein Vertrauen in den starken Arm des Gesetzes hätten, aber wir fürchten, dass wir uns nicht ganz auf die Diskretion der zuständigen Stellen verlassen könnten. Irgendwer plaudert immer. Und dann lesen wir anderntags in allen Zeitungen des Landes, wem die Gazini-Smaragde gehören, wo sie demnach verwahrt liegen und so weiter. Meine alte Freundin fände keine Ruhe mehr.«

»Das dauert mich sehr«, sagte ich.

»Na, sehen Sie.«

»Was soll ich also tun?«

»Wir sagen Ihnen, wo Sie die Steine finden können, Sie gehen hin und holen sie. Voilà.«

»Klingt nach einem angenehm schlichten Job.« Ich blickte demonstrativ auf meine Uhr am Handgelenk. »Soll ich die Sache noch vor dem Mittag erledigen, oder genügt Ihnen der frühe Nachmittag?«

»Je früher, desto besser.« Johnny stand auf und kam zu meinem Schreibtisch herüber. Er drückte die Zigarette in meinem Ascher aus. Dann griff er sich in die Innenseite seines Mantels und nestelte eine Brieftasche aus Robbenleder heraus. Sie war schwanger von Geld. Er klappte sie auf, nahm ein Bündel Banknoten hervor und legte es wortlos auf den Tisch.

Ich griff das Bündel und glitt mit dem Daumen daran entlang. Es waren echte Fünfziger, und zwar eine ganze Menge. Von jeder Note blickte mich Präsident Ulysses S. Grant an, offenbar voller Besorgnis.

Johnny betupfte seine Lippen mit einem hauchdünnen Batisttuch »Das sind 2000 Dollar«, sagte er andächtig.

»2000 Dollar«, wiederholte ich. Ich legte das Bündel zurück auf die Tischplatte und schob es in seine Richtung. »Verdächtig viel Geld.«

»Meine Freundin ist nicht arm.«

»Warum kauft sie sich dann nicht einfach neuen Schmuck?«

»Ich sagte doch: die Erinnerung.«

»Und wenn sie den Dieb kennt – warum kauft sie die Smaragde nicht von ihm zurück?«

»Den Dieb kennt sie, wie gesagt. Er heißt Mauloch Smalya. Was einen Rückkauf angeht – da fürchte ich, es geht ihr auch ein wenig ums Prinzip. Sie hat ihren Stolz, die alte Dame. Vielleicht sogar etwas wie einen Dickkopf.« Er zwinkerte mir vertraulich zu, und sofort war mein Widerwille gegen seine Zwinkerei wieder wach.

Ich ließ ihn zwinkern, was das Zeug hielt, und schaute nachdenklich auf das Dollarbündel. Dort lagen die Monatsmieten für ein ganzes Jahr und zusätzlich etliche Kinobesuche mit Carmen, viele gute Abendessen, vielleicht sogar der eine oder andere Seidenslip für sie, den sie dann für mich tragen oder besser noch gleich wieder ausziehen könnte. Ich fragte: »Wo, sagten Sie, kann ich die Steine abholen?«

»Hätte ich diesem schleimigen Typen sagen sollen, dass du nicht da bist?«, fragte Carmen mit kesser Unschuldsmiene. Sie setzte sich auf die Armlehne und fuhr mir mit gespreizten Fingern durchs Haar, als wollte sie mich kämmen. Sie roch nach Aprikose und Zimt, parfümiert mit einem Verdacht von Bourbon.

»Warum hättest du ihn wegschicken sollen? Hast du heute Morgen noch etwas mit mir vor?«

Sie lachte, stand auf, schritt Richtung Tür und zog sich den Rock straff, wobei sie den Hintern schwenkte wie eine Fahne im Triumph.

Ich seufzte und ging zum Fenster. Ich schaute in die Straßenschlucht hinab. Es regnete immer heftiger. Die Regentropfen zerplatzten an der Scheibe wie die Geschosse einer Ameisenartillerie. Schlieren zogen sich kreuz und quer über das Glas, Wasserzeichen, die der Wind im Regen malte.

Unten hupten die Taxis, ohne besonderen Anlass, denn der Verkehr gerann gerade zu dem üblichen vormittäglichen Stau. Wahrscheinlich hatten New Yorker Taxis eine Hup-Automatik, die immer dann auf Sendung ging, wenn der gelbe Wagen länger als eine Zehntelsekunde still stand.

Die schwarzen Regenschirme auf den Bürgersteigen bildeten ein beinahe durchgehendes Dach, doch immerzu verschob sich etwas in diesem Dach, drängte ein Schirm andere zur Seite, wie die Teile eines endlosen schwarzen Puzzles, das sich selbst zu legen versuchte.

Hier und da sah ich eine massige Figur aus dem Schirmdach auftauchen, einen Hünen, der sich mit langsamer Wucht und unaufhaltsam seinen Weg durch die Menge bahnte.

Hier und da, sagte ich, aber alles in allem nicht gerade selten. Eigentlich sogar häufiger, als man hätte denken sollen.

Andererseits – wer wusste schon, wie viele dieser Kolosse in New York lebten? Oder in den USA? Mir kam zu Bewusstsein, dass ich überhaupt eigenartig wenig über sie wusste. Seit wann waren sie beispielsweise in der Stadt? Woher waren sie gekommen?

In der Schule hatte ich so gut wie nichts über sie gelernt. Sie waren nie Thema, weder in Geschichte noch im Sachkundeunterricht. Allenfalls riss man auf dem Schulhof ein paar Witze über sie, so wie man Witze über die Krauts, die Iren, die Spaghettis oder die Juden riss – das unbedachte, leere Geschwätz der Erwachsenen nachplappernd.

Aber selbstverständlich waren sie etwas ganz anderes als die Juden, die Iren, die Itaker, die Japsen oder die Deutschen. Ich runzelte die Stirn.

Waren nicht zwei oder drei sogar auf unserer Schule gewesen? Aber nie hatte ich oder hatte einer von unserer Schulhofbande mit ihnen gesprochen. In den Pausen standen sie in einer Gruppe auf dem Hof, eng beieinander, schweigend.

Wie ein Monument ihrer selbst. Stumme schwarze Hünen. Augen, die nie fixierten, die man nicht fixieren konnte.

»Ich hoffe, du träumst gerade von mir«, hörte ich Carmen, ganz nah, ihr Atem an meiner Wange.

»Ich träume gar nicht, und wenn, dann bestimmt nicht von einem Luder wie dir. In meinen Träumen hast du Hausverbot«, teilte ich ihr streng mit. Sie lachte ihr knisterndes, zuckersüßes Popcornlachen. Ich sah sie an. »Ich frage mich gerade: Seit wann sind eigentlich die Druuf in der Stadt?«

»Die Druuf?«, fragte sie verblüfft. »Was weiß ich? Wen interessiert das? Sie kommen vom Mars oder so. Ist doch auch egal. Sie sind da, und damit gut.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Ja. Sie sind hier. Aber wieso soll das *gut* sein?«

»Was kümmern dich die Druuf? Du hast doch einen neuen Auftrag. Leg deine schimmernde Rüstung an, mein

Ritter, und zieh hinaus in die Welt. Wenn du den Schatz gefunden hast, komm heim und leg ihn mir zu Füßen.«

»Dir zu Füßen?« Ich schaute auf ihre Füße, die in lebensgefährlich abschüssigen Highheels steckten, wie Skispringer auf der Schanze kurz vor dem Absprung ins Spektakuläre.

»Nun«, sagte sie, »wenn dir dein Schatz zu gut für meine Füße ist, werden wir schon einen verschwiegenen Platz finden, wo du ihn deponieren darfst.«

Sie flüsterte mir ihren bevorzugten geheimen Ort ins Ohr. Ich lachte.

»Außerdem«, sagte sie, »wenn du etwas über die Druuf wissen willst, frag doch deinen Druuf-Freund, Pauke.«

»Er heißt nicht Pauke, sondern Paomg«, verbesserte ich. »Er ist nicht unbedingt mein Freund.«

»Was auch immer er ist, Darling«, sagte sie und kam meinen Lippen auf Zungenlänge nah. »Was auch immer er ist.«

Noch näher.

Dann war sie da.

Im Telefonbuch waren die Smalyas nicht verzeichnet. Nicht, dass ich vorgehabt hatte, mich anzumelden. Aber bevor ich einen Gang unternahm, schaute ich gerne nach, wohin dieser mich führen würde.

Ich bat Carmen, etwas zu recherchieren. Sie kam am frühen Nachmittag aus dem Zeitungsarchiv der New Yorker City Bibliothek zurück.

»Dein Mr Smalya scheut die Öffentlichkeit«, sagte Carmen, als sie mir den Pappumschlag zuschob. Ich nahm den Umschlag und öffnete ihn. Drei oder vier Blatt darin, schlechte Kopien von schlechtem Zeitungspapier.

Während ich Blatt für Blatt in die Hand nahm und durchlas, packte Carmen das Mittagessen aus der braunen Tüte. Sie hatte uns etwas von *Wan Chang's* mitgebracht, meinem Lieblingschinesen. Wan Chang und sein Garten der Gaumenfreude stand bei den städtischen Behörden nicht im besten Ruf, wenn es um Küchenhygiene ging. Es stimmte, in Changs Küche liefen ab und an Schaben über den Tisch, aufdringlich wie methodistische Missionare. Doch das waren Insekten, die Changs kleiner Bruder Joye dressiert hatte, ein etwas dumpfes Bürschchen, das aber auf Insekten eine geradezu magische Macht ausübte.

Übrigens hatte Chang früher einmal tatsächlich einige Schaben kulinarisch verarbeitet. Sie sollen nicht einmal übel geschmeckt haben, nussig. Mit Rücksicht auf Joye, der über dem Spezialgericht in einen Schreikrampf ausgebrochen war, verkniff sich Chang seit einiger Zeit solche Ausflüge in die eher exotischen Bereiche des Nahrhaften.

Der Duft von scharfer Sojasauce breitete sich in meinem Büro aus und nach knusprig gebratener Ente. Carmen schob mir mit den Stäbchen ein Stück in den Mund. Es war köstlich: viel knusprige Haut, wenig Fett.

Wie es schien, gehörten die Smalyas zu den ältesten Familien von New York. Aber anders als die Vanderbilts, die Drexels, die Whitneys oder die Rockefellers traten sie fast nie öffentlich in Erscheinung. Bei Galadiners tauchten sie zwar auf der Liste der edlen Spender auf, und ihre Spenden sollten nicht unbeträchtlich sein, aber sie erreichten nicht die astronomischen Höhen der Gaben von Neureichen.

»Nun?«, fragte Carmen.

»Wenn man das hier liest und vergleicht«, sagte ich, »könnte man den Eindruck gewinnen, die Smalyas gehörten nicht nur zu den ältesten Familien der Stadt, sondern sie wären schon hier gewesen, bevor Manhattan den Indianern abgekauft worden war. Bevor die Indianer ihre Mokassins auf die Felsen setzten.«

»Du meinst: eine Art Ur-Ureinwohner?«, fragte Carmen. Sie grinste mich spitzbübisch an. Spitzbübisch. Vielsagend. Aufgeregt.

»Na komm schon!«, sagte ich. »Was hast du noch in der Hinterhand?«

»Was krieg ich dafür?«

»Das, was du verdienst.«

Sie seufzte ergeben. Dann fuhr sie sich mit der Hand unter den Rock und zog einen kleinen Umschlag aus ihrem Slip. Sie wedelte damit in der Luft und sagte: »Den habe ich nur bekommen, weil der Junge im Archiv ihn mir genau dorthin stecken durfte.«

»Aha«, sagte ich, griff danach, erwischte den Umschlag und zupfte ihn aus Carmens Hand.

Ich studierte das Bild darin. Es war die Art Gruppenaufnahme, die man zum Abschluss der Highschool machen lässt. Ein Haufen unverschämt junger Leute, die erobderungslustig in die Zukunft schauen. Mit einem Kugelschreiber war ein Pfeil auf eine der Personen gezeichnet. Am anderen Ende des Pfeils stand die handschriftliche Notiz: »Mauloch Smalya.«

Das Bild war nicht sehr scharf, grobkörnig, und die Kopie hatte nicht unbedingt weitere Feinheiten aus der Vorlage herausgearbeitet.

Aber das Bild war doch deutlich genug.

Eine Brille, die aus einem breiten, durchgehenden Glas bestand, verdeckte die Augenpartie seines unnatürlich schmalen, wie zusammengedrückt wirkenden Kopfes. Die Arme, die Mauloch Smalya vor der Brust verschränkt hielt, teilten sich knapp unterhalb des Ellenbogens in je zwei Gliedmaßen. Die zwei oberen Hände – sehr schmal, sehr langgliedrig – lagen gut sichtbar da, die zwei unteren dagegen steckten in dezenten schwarzen Handschuhen, die das zusätzliche Händepaar wohl unsichtbar machen sollten.

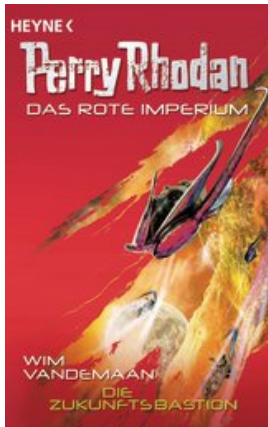
Carmen löffelte etwas von der Haifischflossensuppe und sagte: »Dein Mr Smalya ist ein verdammter Außerirdischer.«

Es regnete immer noch, als ich aus dem Haus trat. Regen füllte die Gossen und spritzte kniehoch vom Pflaster. Große Bullen in Ölhäuten, die wie Pistolenläufe glänzten, schleppten zu ihrem größten Vergnügen kichernde Mädchen über breite Lachen.

Ich zog den Hut etwas tiefer in die Stirn, bis ich am Wagen war. Ich fischte den Schlüssel aus der Manteltasche. Alles, was Beine hatte, war in Eile. Nur direkt am Bordstein sprangen drei Mädchen Seil, triefnass, ihre Kleider waren vom Regen fast durchsichtig. Sie waren ernsthaft bei der Sache.

Mein Pontiac Chieftain hatte bessere Tage gesehen. Aber für wen galt das nicht? Der Lack war etwas matt geworden, die Chromteile hatte ich lange nicht mehr poliert, doch die lebenswichtigen Teile – die Reifen, den Motor, die Bremsen – hielt ich in Schuss.

Ich schloss auf, stieg ein und ckokte den Wagen wach. Die Mädchen neben mir hüpfen unverdrossen. Ich fuhr los. Der Regen trommelte schwer aufs Wagendach.



Wim Vandemaan

Die Zukunftsbastion

Perry Rhodan - Das Rote Imperium 3
Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-52499-6

Heyne

Erscheinungstermin: März 2009

Die Zukunftsbastion ist ein Miniatur-Universum mit Naturgesetzen, die sich verändern lassen. Die Wissenschaftler des Roten Imperiums steckten Generationen von Arbeit in dieses Projekt, das als ultimative Waffe gedacht war. Seit Langem aber hat es sich abgekapselt und bildet eine Enklave im Roten Imperium.



[Der Titel im Katalog](#)